



Gottesdienst am Sonntag Septuagesimä, 9. Februar 2020
Stadtkirche Wittenberg
Renke Brahms
Theologischer Direktor der Wittenbergstiftung

Denn das Himmelreich gleicht einem Hausherrn, der früh am Morgen ausging, um Arbeiter anzuwerben für seinen Weinberg. Und als er mit den Arbeitern einig wurde über einen Silbergroschen als Tagelohn, sandte er sie in seinen Weinberg. Und er ging aus um die dritte Stunde und sah andere auf dem Markt müßig stehen und sprach zu ihnen: Geht ihr auch hin in den Weinberg; ich will euch geben, was recht ist. Und sie gingen hin. Abermals ging er aus um die sechste und um die neunte Stunde und tat dasselbe. Um die elfte Stunde aber ging er aus und fand andere stehen und sprach zu ihnen: Was steht ihr den ganzen Tag müßig da? Sie sprachen zu ihm: Es hat uns niemand angeworben. Er sprach zu ihnen: Geht ihr auch hin in den Weinberg. Als es nun Abend wurde, sprach der Herr des Weinbergs zu seinem Verwalter: Ruf die Arbeiter und gib ihnen den Lohn und fang an bei den letzten bis zu den ersten. Da kamen, die um die elfte Stunde angeworben waren, und jeder empfing seinen Silbergroschen. Als aber die Ersten kamen, meinten sie, sie würden mehr empfangen; und sie empfingen auch ein jeder seinen Silbergroschen. Und als sie den empfingen, murrten sie gegen den Hausherrn und sprachen: Diese Letzten haben nur eine Stunde gearbeitet, doch du hast sie uns gleichgestellt, die wir des Tages Last und die Hitze getragen haben.

Er antwortete aber und sagte zu einem von ihnen: Mein Freund, ich tu dir nicht Unrecht. Bist du nicht mit mir einig geworden über einen Silbergroschen? Nimm, was dein ist, und geh! Ich will aber diesem Letzten dasselbe geben wie dir. Oder habe ich nicht Macht zu tun, was ich will, mit dem, was mein ist? Siehst du darum scheel, weil ich so gütig bin?

So werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein.

Matthäus 20,1-16

Die Gnade unseres Herrn Jesus Christus, die Liebe Gottes und die Gemeinschaft des Heiligen Geistes sei mit uns allen. Amen.

Liebe Gemeinde!

„So werden die Letzten die Ersten und die Ersten die Letzten sein.“

Ob im Sportunterricht oder an der Supermarktkasse: Spätestens, wenn einer uns ein „Die Letzten werden die Ersten sein“ triumphal ins Ohr flötet, weiß man, dass man am falschen Ende steht. Je nach Situation zergeht einem der Satz genüsslich auf der Zunge oder hat einen etwas faden Beigeschmack. Dann kann man schon schief gucken - oder „scheel“ wie es der Luthertext so schön altmodisch übersetzt.

Da können sich die einen vor Glück freuen und die anderen sich ärgern. Und das soll das Himmelreich sein? Das kann doch nicht sein! Das soll die Sonne der Gerechtigkeit sein, die über uns scheint – wenn die ersten, die länger gearbeitet haben, genauso viel bekommen wie die, die zuletzt nur wenige Stunden gearbeitet haben? Das kann doch so nicht gewollt sein!

Das ist doch ungerecht! Das empfindet jedes kleine Kind schon so! Wenn wir so fragen, hat das Gleichnis erreicht, was es will, hat Jesus erreicht, was er will. Auch Jesus ist doch klar, dass dieses Gleichnis provoziert. Und Jesus wusste genau, dass sich so kein erfolgreiches Weinberggeschäft leiten lässt und der Besitzer bei dieser Lohnpolitik bald pleite wäre.

Aber eine betriebswirtschaftliche Anleitung zur Durchführung der Weinlese will das Gleichnis auch gar nicht sein. Es will vielmehr sagen: Die Maßstäbe des Reiches Gottes sind nicht betriebswirtschaftliche Effizienz und marktwirtschaftliches Handeln. Im Reich Gottes geht es wider alle wirtschaftliche Vernunft zu. Zu spät Gekommene werden nicht vom Leben bestraft, sondern von Gott belohnt. Ihr Platz ist nicht schlechter als derjenige von solchen, die schon lange da sind.

Gerechtigkeit und Lohn werden anders bemessen im Reich Gottes als es unseren menschlichen Vorstellungen entspricht. Nicht die Verhältnismäßigkeit – gleicher Lohn für gleiche Arbeit – gibt den

Takt vor; nein im Reich Gottes regieren die Unverhältnismäßigkeit der Entlohnung, die Güte wider alle ökonomischen Prinzipien. Da gilt die nur in seiner Menschenliebe gründende Barmherzigkeit des Herrn des Weinbergs, der den Geringsten viel mehr gibt, als sie erwarten können und sie denen gleichstellt, die mehr geleistet haben.

Das werden sie damals genau gehört haben, die Menschen in Israel oder im römischen Reich. Die Kinder und Erben Israels wie die Christen aus anderen Völkern.

Es scheint ja absurd, das Himmelsreich mit wirtschaftlichen Zusammenhängen zu vergleichen. So absurd wie es wäre, die Liebe der Mutter oder des Vaters, der Partnerin oder des Partners, die Freundschaft verrechnen zu wollen - es wäre weder Freundschaft noch Liebe.

Wo kämen wir denn hin, wenn wir die Liebe verrechnen wollten. Immer gibt es Zeiten, in denen eine Beziehung davon lebt, dass die eine oder der andere mehr gibt – ohne den Ausgleich zu erwarten.

Wo kämen wir denn hin, wenn Eltern die Liebe zu ihren Kindern verrechnen wollten. Nein – jahrelang geben sie Liebe und Zuneigung, Zeit und Kraft in die Begleitung der Kinder – und sind froh, wenn sie ihren Weg machen. Es ist ein Glücksgefühl ohne gleichen, wenn sie dann – vielleicht wenn sie erwachsen sind, sich einmal bedanken – oder ihre Liebe an die älter werdenden Eltern zurückgeben, die nun ihrerseits auf ihre Kraft, Zeit und Liebe angewiesen sind.

Und wo kämen wir denn hin, wenn unsere Freundschaften immer gleich verrechnet würden. Sie leben ja gerade davon, dass zu bestimmten Zeiten auch hier ein Ungleichgewicht herrscht – ohne zu erwarten, dass es ausgeglichen wird.

Und wo kämen wir denn hin, wenn unsere Nachbarschaften, ja unsere gesamte Gesellschaft, immer alles verrechnen würde. Keine Hilfe für die Schwachen? Keine Unterstützung für die, die ohne Schuld unter die Räder gekommen sind, Arbeit und Obdach verloren haben, Heimat und Sicherheit? Ja, wo kämen wir denn da hin? In eine kalte Gesellschaft.

Das Himmelreich – so könnte man denken – hätte Jesus doch besser mit diesem Zusammenleben der Menschen vergleichen können. Aber wie immer, hat Jesus sich dabei etwas gedacht. Ich verstehe es so, dass er den scharfen Kontrast darstellen wollte, um deutlich zu machen, wie das Reich Gottes aussieht.

Und natürlich hat Jesus die konkreten Menschen seiner Zeit vor Augen, die als Tagelöhner ein Leben am Rand der Existenzfähigkeit führen, hat er die römische Besatzungsmacht vor Augen, die das Volk bedrückt und ausbeutet, hat er die korrupten Landsleute vor Augen, die mit den Römern gemeinsame Sache machen. Ihnen allen stellt er auf geniale, subtile und dennoch klar erkennbare Weise den Willen Gottes entgegen.

Jesus trennt ja nicht zwischen dem eigenen inneren, frommen Glaubensleben des Menschen, der sich von Gott gerechtfertigt in seiner Würde anerkannt weiß auf der einen Seite und dem sozialen und politischen Kontext, in dem die Menschen leben.

Und so dürfen wir das Gleichnis lesen als den überschüttenden, überfließenden Ausdruck der Gnade und Barmherzigkeit Gottes für uns ganz persönlich. Wir sind die reich Beschenkten, die ohne Ansehen der Person und unserer Leistung von Gott geschätzt, geliebt und anerkannt sind.

„Mir ist Erbarmung widerfahren,
Erbarmung, deren ich nicht wert;
das zähl ich zu dem Wunderbaren,
mein stolzes Herz hat's nie begehrt.
Nun weiß ich das und bin erfreut
und rühme die Barmherzigkeit.“

Ob sie es so oder anders ausdrücken: Wir dürfen glauben, dass wir es wert sind!

Und gleichzeitig, liebe Gemeinde, gleichzeitig werden wir in die Bewegung des Himmelreiches schon hier und jetzt hineingenommen – und an die verwiesen, die da als Tagelöhner ihr Leben sichern wollen. Nein, perfekt wird die Welt nicht werden, immer wieder wird die Ökonomie und die Verrechnung des Menschen und ihrer Beziehungen weit entfernt sein vom Himmelreich.

Aber das hindert uns nicht daran, für mehr Gerechtigkeit einzutreten, alles zu lassen, was die Würde des Menschen verletzt und mit Füßen tritt – und alles zu tun, um sie zu schützen.

Und da gibt es – weiß Gott – genug zu tun. Und das beginnt im Kleinen: in unserer Sprache, mit der wir mit und über andere Menschen sprechen. Und das setzt sich fort in unserer Familie, in der Nachbarschaft und Gesellschaft – bis hinein in die kleine und große Politik.

Wo kämen wir denn hin, wenn es nicht immer die Menschen gegeben hätte, die sich so engagieren – ob es nun Nächstenliebe oder Solidarität, Mitgefühl oder Verantwortung genannt wird., die, die alltäglich tun, was nötig ist und die, die auf die Straße gehen wegen des Klimawandels.

Der Schweizer Theologe Kurt Marti, ein Querdenker und engagierter Christenmensch – gerade in den Jahren nach dem 2. Weltkrieg, hat es einmal so formuliert:

Wo kämen wir hin,
wenn alle sagten,
wo kämen wir hin,
und niemand ginge,
um einmal zu schauen,
wohin man käme,
wenn man ginge.

Kurt Marti

Wer sich auf die Gleichnisse Jesu einlässt, gerät in Bewegung, mag sich ärgern oder freuen, den Kopf schütteln oder nicken. Gleichgültig lassen uns diese Geschichten nicht. Sie stellen uns immer in die Entscheidung, ob wir uns einlassen auf den Himmel und das Reich Gottes. Wohl denen, die das tun.

Und der Frieden Gottes, der höher ist als alle unsere Vernunft, bewahre unsere Herzen und Sinne in Jesus Christus. Amen.

